

Essays zum Thema

„Solange man selbst redet, erfährt man nichts.“ (Marie von Ebner-Eschenbach)

Sofie Hampe
Städtische Gesamtschule Iserlohn

Charis Heck
Heilig-Geist-Gymnasium Würselen

Marie Krause
Amos-Comenius-Gymnasium Bonn

Johanna Sophia Schier
Annette-von-Droste-Hülshoff-Gymnasium Münster

Essay zum Thema

„Solange man selbst redet, erfährt man nichts.“ (Marie von Ebner-Eschenbach)

Sofie Hampe
Jahrgangsstufe Q1
Städtische Gesamtschule Iserlohn
Betreuende Lehrerin: Marie Werner

Es gibt zwei Typen von Menschen - die einen scheinen zu glauben, dass sie ihr ganzes Leben nur eine begrenzte Anzahl an Wörtern zur Verfügung haben und die anderen versuchen, so viele Wörter wie möglich zu verwenden, denn das Leben ist begrenzt. Denken Sie, dass einer von den beiden intelligenter ist, die „bessere“ Taktik hat oder um einiges erträglicher als der andere ist? Vermutlich wird es von unserer Gesellschaft eher anerkannt, dies von dem schweisgsamen Typus zu behaupten. Zumindest weisen alte, deutsche Sprichwörter wie „Reden ist Silber, Schweigen ist Gold“ oder „Ein verschlossener Mund und offene Augen haben noch niemandem geschadet“ darauf hin, dass die Allgemeinheit dem Schweigen gegenüber ziemlich positiv gestimmt ist. Dazu kommt, dass sich in der deutschen Sprache zahlreiche Begriffe finden, die jemanden, der gern redet, degradieren: Plappertasche, Schwätzer, Quasselstrippe, Quatschkopp, Schnatterliese und viele weitere. Die Liste ist lang. Kennen sie hingegen auch nur einen einzigen Begriff mit welchem man eine schweisgsame, also eine zuhörende Person abwertend bezeichnet? Ich kenne keinen.

Warum bejahen wir also ausgerechnet das Schweigen? Nun, die Antwort darauf findet sich ganz von alleine, wenn man bedenkt, wen man eigentlich vor sich hat. Wer ist dieser schweisgsame, belesene Zuhörer? Noch viel wichtiger, wer ist dieses übermütige Plappermaul? Anscheinend bestehen assoziative Verknüpfungen zwischen der Intelligenz einer Person und ihrem Hang zum Plaudern. Bei Assoziationen soll es aber nicht bleiben. Intelligenz und Schweigen scheinen so verstrickt miteinander zu sein, dass Grund zu der Annahme besteht, dass sogar eine Korrelation vorhanden ist.

Aus dem Zitat „Solange man selbst redet, erfährt man nichts“ lässt sich schließen, dass die Schriftstellerin Marie von Ebner-Eschenbach das Schweigen oder vielmehr das Zuhören als sinnvoller er-

achtete. Immerhin nehmen die Menschen, welche gerade nicht das Wort ergreifen, durch das Zuhören Informationen auf, denken darüber nach und haben theoretisch sogar die Zeit dazu, sie in einen Gedankenpalast einzusortieren. Folglich befindet sich der Zuhörer in einer Machtposition - er kann mit den Informationen, die er ganz beiläufig aufschnappt, tun und lassen was auch immer er will. Vor allem wenn unser tückischer Gesprächspartner seine Ohren ganz besonders spitzt, sollte Vorsicht geboten sein. Überall existieren Menschen, die nur eine Freundschaft eingehen, um einen bestimmten sozialen Nutzen daraus zu schlagen. Mittlerweile muss ich meine Aussage von vorhin revidieren, denn jetzt fallen mir einige Begriffe ein, die einen außergewöhnlich guten Zuhörer abwerten: Dieb, Gauner, Betrüger, Schwindler, Blender, Langfinger oder auch Wolf im Schafspelz. Dennoch sind alle diese Bezeichnungen zu hart, denn sie entsprechen kaum seiner schmeichelnden Natur, dem wohlwollenden Lächeln oder seiner infiltranten Art, uns die Informationen zu entlocken. Während ein Dieb seinen Fokus auf die dingliche Welt beschränkt, sind Informationen die Währung eines Trickbetrügers. Ein Dieb entwendet, ein Trickbetrüger hingegen lässt sich seine Beute auf einem Silbertablett servieren. Zusätzlich setzt er dem Koch die Idee in den Kopf, dass er ihm ein fünf Sterne Menü an Informationen aus seinem eigenen Interesse heraus zusammenmixt. Sobald wir vom trügerischen Nebel der Bewunderung voll und ganz eingehüllt sind, laufen wir Gefahr zu ersticken. Aufgrund dessen ist es empfehlenswert sowohl denjenigen Zeitgenossen mit großen Ohren als auch denen mit langen Fingern eher mit Misstrauen entgegenzutreten. Beabsichtigt Ebner-Eschenbach also mit ihrem lediglich den geschickten Zuhörer zu preisen, fordert sie zu der achtsamen Auswahl des Gesprächspartners auf oder möchte sie eine bestimmte Personengruppe zum Schweigen bringen?

Zwar kann es auch ziemlich profitabel sein sich

überwiegend monologisch seiner Umwelt mitzuteilen. Oft ist es sogar der einzige Weg um gedankliche Türen zu öffnen, denn das gesprochene Wort ermöglicht es, einen Gedankengang zu manifestieren. Außerdem ist es nicht möglich, das Gesagte von dem Gedachten abzugrenzen, denn Sprache und Gedanken arbeiten Hand in Hand. Erst wenn wir fähig sind, unsere Gedanken in Worte zu fassen und auszusprechen, haben wir sie auf einer tieferen Ebene begriffen. Erst durch das Ausformulieren dieses Essays wird mir beispielsweise bewusst, was ich aussagen will. Deshalb vermeide ich es, einen strikten Schreibplan zu entwerfen, weil ich erst durch das Reisen an sich begreife, was das eigentliche Ziel ist. So kommt es auch vor, dass wir zum Beispiel in einem Streit hysterisch und gedankenlos unseren Mitmenschen Anschuldigungen an den Kopf werfen und dadurch erst verstehen, dass wir wütend sind und das nicht ohne Grund.

Allerdings wird durch die besagte Aussage viel mehr an Menschen appelliert, die dazu tendieren, zum Wasserfall zu werden, sobald sie den Mund öffnen. Wer die Fähigkeit besitzt, die Worte vom Sinn zu separieren, immer nur an der Oberfläche zu kratzen und vor allem, Wörter so willkürlich zusammenzureimen, dass man denken könnte, sie wären dadurch entstanden, dass man einem Affen eine Tastatur in die Hand gedrückt hat, der fühlt sich eher von dieser Aussage angesprochen. Trockener Smalltalk bereichert weder den Erzähler selbst noch die Zuhörer. Nicht einmal unser Trickbetrüger kann einen Mehrwert daraus ziehen. Woher kommt also dieser Drang jeden an der Schwelle zum Bewusstsein auftauchenden Gedanken in die Umwelt heraus tragen zu müssen?

Wenn wir uns den Inhalt der Kommunikation als einen See vorstellen, dann finden sich die tiefgründigsten und komplexe Inhalte ganz auf dem Grund. Genau wie es eine Herausforderung darstellt, so tief zu tauchen, ist es auch im Gespräch schwierig, diese Themen anzuschneiden. Wer an die tiefste Stelle des Sees tauchen will, sollte gut vorbereitet sein, denn dies kann unter Umständen auch unangenehm werden und Gefahren mit sich bringen. Es bedarf des richtigen Equipments und viel Erfahrung. Je tiefer man nämlich taucht, desto stärker wird der Druck. Die Könige des Smalltalks bringen nichts davon mit. Während unser verbrecherischer Zuhörer mit einer Angel ausgerüstet ist, bringen sie vermutlich Schwimmflügel mit und plantschen an der Wasseroberfläche.

Jedoch liefert dieses Setting ebenfalls einige Antworten. Schwimmen muss gelernt sein. Das Wasser ist kalt, Sport ist anstrengend, einige Meeresbewohner können Gefühle des Ekels hervorrufen und irgendwann geht die Luft immer aus. Insgesamt existieren viele Stressfaktoren in sozialen Situationen, die dem ein oder anderen zum Verhängnis werden können. Wir alle kenne sicher so eine Situation, in welcher wir mit schwitzigen Händen, Bauchschmerzen und Herzklopfen rechnen können. Bei den meisten wird dieser Zustand durch ein Bewerbungsgespräch, eine Präsentation vor der ganzen Klasse oder bei einer Polizeikontrolle hervorgerufen. Bei einigen reicht aber schon die Konfrontation mit anderen Menschen an sich aus. Nicht selten haben solche Menschen mit beispielsweise Autismus oder einer Sozialphobie zu kämpfen. Unter solchen Umständen ist der Inhalt einer Nachricht nur noch zweitrangig. Es geht nicht darum was gesagt wird, sondern darum, dass etwas gesagt wird. Schließlich ist die Wissensaneignung nicht das alleinige Ziel der Kommunikation, es geht darum eine soziale Beziehung aufzubauen und zu erhalten. Es gibt viele Werkzeuge wie Fragen, Klatsch und Tratsch, Komplimente, Gemeinsamkeiten und Smalltalk zählen auch dazu. Dabei erfüllt er sogar Funktionen in vielerlei Hinsicht: ein grobes Bild der eigenen Person wird geschaffen, das Eis wird gebrochen, es erfordert keine hohe intellektuelle Leistung und die Basisinformationen über den Gesprächspartner werden ermittelt. Sogar die verschwiegenen Trickbetrüger müssen sich dieser Werkzeuge bedienen, ansonsten könnten sie ihren Job nicht erledigen. Theoretisch könnte man sie auch als soziale Klempner betiteln. Daraus lässt sich schließen, dass es jeder sozialen Interaktion des richtigen Maßes bedarf. Die Dosis macht das Gift.

Dementsprechend geht es um die Extremfälle. Jedoch verspürt wahrscheinlich auch nicht jeder den Drang, sich mitzuteilen, sondern es geht vielmehr darum, seine Gedanken loszuwerden. Wer den Kopf freibekommen möchte, schmeißt einfach jede belanglose Kleinigkeit oder quälende Unsicherheit in die Welt hinaus. Obwohl es als Außenstehender etwas egozentrisch wirkt, schützt dieses Verhalten vor der Herausforderung, sich im wahrsten Sinne des Wortes mit sich selbst zu beschäftigen. Einerseits fehlt die Zeit dazu, da der Fokus darauf liegt, soziale Pflichten zu erfüllen und für Unterhaltung zu sorgen. Andererseits werden jede Unsicherheit und jeder Zweifel unmittelbar auf die Umwelt abgewälzt.

Keinesfalls entspringt dieses Verhalten nur aus dem Bedürfnis, Leere zu schaffen. Ganz im Gegenteil kann ein solches Verhalten darauf abzielen, Leere zu füllen. Dabei stellen die angesprochenen Nebensächlichkeiten Ablenkung und Kompensation zugleich dar: der Fokus liegt nicht auf dem Hauptproblem, nämlich, die innere Leere zu überwinden. Gleichzeitig wird hierbei versucht, das Loch mit sozialer Anerkennung zu stopfen. Fügt man zu dem selbstbezogenen und übermäßig redseligen Verhalten noch eine Portion Drama und Selbstdarstellung hinzu, so werden einige Parallelen zu dem mitteilungsfreudig-dramatisierenden Kommunikationstyp nach Schulz von Thun deutlich. Diesbezüglich ist es wenig überraschend, dass zu den Stärken dieses Kommunikationstyps weder das Zuhören noch der dialogisch verlaufende soziale Austausch zählt. Sein Problem zeichnet sich dadurch aus, dass er ein starkes Verlangen nach Aufmerksamkeit, Anerkennung und vor allem starken Reizen versucht zu stillen. Um dies zu erreichen, investiert er also seine gesamte Energie darein, die unterhaltsamste und extremste Show abzuliefern, die für ihn möglich ist. In einer solchen Show sind Nebensächlichkeiten keine Nebensächlichkeiten mehr, sondern eine weitere Chance, alle Blicke auf sich zu ziehen. So scheint auch das Problem, nämlich die Angst, vernachlässigt und vergessen zu werden, kein Problem mehr zu sein.

Schließlich liegt in beiden Fällen dieselbe Schwäche vor: es scheint schier unmöglich, sich mit seinen eigenen Schwächen zu beschäftigen. Wieso sonst sollte man so viel in eine konstruierte soziale Persona stecken oder sich hinter einer Mauer aus Nichtigkeiten verstecken, wenn nicht, um sein wahrstes innerstes Ich und seine Kränkungen zu meiden? Womöglich leiden die Betroffenen nicht nur an den sich über die Jahre angestauten Zweifeln und Minderwertigkeitskomplexen, denn es mangelt ihnen ebenfalls an konstruktivem sozialem Austausch. Schließlich braucht jeder mal eine helfende Hand, die ihn aufbaut, immer ein offenes Ohr hat und ihm das Gefühl gibt, dass seine Worte von Wert sind und er nicht durch jemanden, der schöner, schlauer und unterhaltsamer ist, ersetzt werden kann. Damit sage ich nicht, dass diese Menschen generell keine Freunde haben können. Ich bezweifle lediglich, dass es ihnen möglich ist, so zu kommunizieren, dass sie ihre sozialen Bedürfnisse befriedigen können. Wer seinen innersten Kern gekonnt vor der eigenen Wahrnehmung verbirgt und dabei jedem Nächstbesten offenbart, lockt schnell Gauner an. Seine Schwächen

sind nämlich keinesfalls verschleiert. Trickbetrüger können meist weitaus mehr, als ihre Opfer zu lesen wie ein Buch, denn sie ziehen es vor, zwischen den Zeilen zu lesen. Natürlich kann die Kommunikation nicht auf Augenhöhe stattfinden, wenn einer schärfere Sinne hat, als er sollte.

Doch was passiert, wenn der Schwätzer sich mit seinesgleichen umgibt? Kann das „Gespräch“ zwischen beiden Instanzen überhaupt noch als solches betitelt werden, wenn überhaupt niemand zuhört, weil beide stetig versuchen, den Ball des Gesprächs an sich zu reißen? Handelt es sich überhaupt um einen Dialog, wenn keiner auf den anderen eingeht, oder werden nur zwei separate Monologe geführt? In dieser Konstellation profitiert keiner von dem Gespräch, denn am Ende erinnert sich jeder nur an das, was er selber gesagt hat. Genau deshalb gilt es zu Schweigen, denn ein Gespräch bedingt das Zuhören oder wie ein berühmter Philosoph es ausdrückt: „Wenn man ein Jahr lang schweigt, so verlernt man das Schwätzen und lernt das Reden.“

Glücklicherweise existieren auch vertrauenswürdige Individuen auf diesem Planeten, welche ihre Gabe, achtsam und scharfsinnig durch die Welt zu schreiten, nicht dafür verwenden um sich selbst zu bereichern. Wer nämlich wahrhaftig gut hören kann, erfährt viel mehr als nur den bloßen Inhalt einer Nachricht. Alles was sich um die Nachricht herum abspielt, wie beispielsweise wiederkehrende Verhaltensmuster in einem bestimmten Kontext, der Zweck der Nachricht an sich, der systemische Aspekt der sozialen Gruppe oder Inkongruenzen zwischen der nonverbalen, verbalen und paraverbalen Kommunikation, kann sogar weitaus informativer sein. Zuhören ist eine durchaus komplexere Aufgabe, als einfach nur die auditiv wahrgenommenen Inhalte zu verarbeiten und auszuwerten.

Im Wesentlichen geht es aber nicht darum, etwas über die anderen Menschen zu erfahren, auch wenn dies gelegentlich unterhaltsam sein kann. Es geht darum, etwas über sich selbst zu erfahren, indem man weniger auf die Mitteilung setzt und sich auf eine Reise in das eigene Innenleben wagt. Es geht darum, seine eigene Stimme zu hören, ganz ohne selber dafür reden zu müssen.

Schlussendlich wäre es ziemlich paradox, jeden Menschen wortwörtlich zum Schweigen aufzufordern, denn wenn niemand redet, dann kann auch

niemand etwas über den anderen erfahren. Wenn allerdings jeder Mensch seinen inneren Kernproblemen Raum bieten würde, dann kann jeder eine Menge über sich selbst erfahren. Aber egal, wie willkürlich und nichtig das tatsächlich Ausgesprochene erscheinen mag, steckt inhaltlich trotzdem viel mehr dahinter als der eigentliche Inhalt. Eventuell ist das schier sinnfreie Gerede sogar essenziell und unumgänglich, wenn es beispielsweise der Grundbaustein einer sozialen Beziehung ist. Vielleicht funktioniert eine ganze soziale Gruppe nur, weil dieses Element

vorhanden ist. Folglich ist es nicht unbedingt eine freie Entscheidung, die besagten Verhaltensweisen an den Tag zu legen, sondern nur ein systemerhaltender Vorgang. Deshalb gilt es also, achtsam in die Welt hinaus zu gehen und jeder verfügbaren Information die nötige Wertschätzung entgegenzubringen. Wer sind wir, um darüber zu urteilen, was wichtig und wissenschaftlich ist und was besser unausgesprochen bleibt?

Essay zum Thema

„Solange man selbst redet, erfährt man nichts.“ (Marie von Ebner-Eschenbach)

Charis Heck

Jahrgangsstufe EF

Heilig-Geist-Gymnasium Würselen

Betreuende Lehrerin: Jill Fabienne Weißhaupt

Es sind Szenen der Menschheitsgeschichte, die sich oft wiederholen. Leute, die sich gegenüberstehen, sich gegenseitig anschreien, beschimpfen, Parolen rufen und Plakate schwenken. Leute, die von ihrem Recht Gebrauch machen, ihrer Meinung öffentlich Ausdruck zu verleihen. Es ist eines der wichtigsten Rechte in einer Demokratie, eines der wichtigsten Rechte des frei denkenden Menschen, dessen ich mich gerade schließlich auch bediene. Und ich bin froh, dass ich das kann. Ich bin über jeden Ort der Welt froh, an dem Menschen demonstrieren und ihre Meinung auf der Straße laut hinausschreien können, ohne Konsequenzen zu befürchten. Trotzdem habe ich oft den Eindruck, dass da etwas schief läuft. Dass sich da vielleicht etwas ändern sollte.

Ich kann mir einige verwirrte und vielleicht sogar empörte Gesichter unter den Lesern vorstellen, zu Recht! Wofür haben die Menschen in den vergangenen Jahrzehnten und Jahrhunderten gekämpft, wenn nicht dafür? Wofür kämpfen heute noch Menschen in Regimen wie in Russland und China, wenn nicht für das Recht, frei und ohne Repressionen ihre Meinung äußern zu können? Warum sollte ich nun die Behauptung aufstellen, dass unsere Streitkultur und damit Staat und Gesellschaft gerade an den Folgen dieses Rechts Schaden nehmen könne?

Meine Antwort bezieht sich nicht zwangsläufig auf irgendwelche aktuellen Demonstrationen oder Streitthemen, sie kann sich von Politik oder Religion vollkommen fernhalten. Sie denkt an den Streit in seiner Urform, die eskalierte Diskussion schlechthin: Zwei Menschen mit unterschiedlichen Meinungen treffen aufeinander, sehen bald nur noch die Unbegreiflichkeit der ihnen entgegengesetzten Meinung und die Unfähigkeit des anderen, die eigene – doch schließlich vernünftige! – begreifen zu wollen, und im Nu stehen sich da zwei Menschen gegenüber, die sich anschreien, beschimpfen und ihre Argumente ,so laut es nur geht, hinausschreien, ohne überhaupt

noch zu hören, was dieser jenem an den Kopf wirft.

Und damit erreichen wir einen Punkt, an dem das Zitat Marie von Ebner-Eschenbachs die Situation perfekt zu erfassen scheint: Solange man selbst redet, erfährt man nichts. Solange zwei Personen sich in einem Gespräch gegenseitig anschreien, hört keiner, was der andere sagt, versteht niemand die Argumente des anderen oder versucht, dessen Position nachzuvollziehen. Er erfährt nichts von den Gedanken des anderen und eine Verständigung oder ein Lernprozess wird vollkommen unmöglich gemacht. Genau dieses Unvermögen, zuzuhören, ist es, was heute den in so vielen Bereichen dringend notwendigen Diskurs zunichtemacht.

Das Zitat veranschaulicht das Kernproblem also recht deutlich. Genauso deutlich erscheint aber auch die Lösung: Um zu erfahren, was der andere will, müssten wir lediglich das eigene Reden unterbrechen.

Eine logische Schlussfolgerung, so einfach, dass wir auch selbst darauf kommen könnten, beinahe schon eine Binsenweisheit? Logisch und simpel, ja, doch mit Sicherheit nicht einfach: Zu oft kommt es zu Situationen, in denen lieber blindlings versucht wird, den anderen vom eigenen Gedanken zu überzeugen, als seinen Argumenten zuzuhören. Zu oft war ich selbst schon bei solchen Gelegenheiten nicht bereit, zuzuhören, vermutlich auch der Leser. Aber hätte es sich rückblickend gelohnt, mit dem eigenen Reden innezuhalten, um mehr von den Grundsätzen des anderen zu erfahren? Vielleicht lautet bei vielen die Antwort jetzt „nein“, wozu auch? Vielleicht wollen wir nicht mehr vom anderen erfahren, müssen oder sollten auch nicht, schließlich haben wir selbst Recht. Im Zweifelsfall schätzen wir unsere Meinung höher ein als eine ihr widersprechende, sie ist schlicht und ergreifend besser, weil es die eigene ist. In ihr akkumulieren Gefühle wie Trotz, Stolz und

Sturheit, die eine Selbstreflexion verhindern und unsere Überzeugung, Recht zu haben, verstärken.

Demnach ist der Gedanke Marie von Ebner-Eschenbachs zwar wahrscheinlich schon vielen gekommen, doch werden die wenigsten wirklich bereit sein, ihn auf sich selbst zu beziehen und auszuführen.

Warum?

Könnte es sein, dass Menschen in Gruppengefügen einfach nicht in der Lage sind, sich gegenseitig zuzuhören, wenn es um hochbrisante Themen wie die Selbstbestimmung über den eigenen Körper, Einschränkung der Grundrechte, Krieg und Frieden geht? Warum kann ich mir dann das gleiche Szenario wie zwischen den tausenden politisch motivierten Teilnehmenden einer Demonstration genauso gut zwischen zwei flüchtig bekannten Nachbarn vorstellen, die die Frage nach der besten Eissorte zu klären versuchen?

Warum?

Solange man selbst redet, erfährt man nichts.

Ich gebe zu, als ich das Zitat zum ersten Mal las, widerstrebte es mir ein wenig. Es kam mir vor wie ein stiller Vorwurf, der sich hinter dieser auf den ersten Blick logischen Aussage verbirgt. Ein Vorwurf, der mich zum Schweigen und Zuhören bringen will, dazu, das, was ich selbst zu sagen habe, etwas geringer zu schätzen und dafür dem, was von außen kommt, mehr Wertschätzung entgegenzubringen. Ein Argument, das fremden Meinungen eine Daseinsberechtigung zugestehen will und uns selbst dafür an die Unvollkommenheit der eigenen Wahrnehmung, des eigenen Wissens erinnert. Marie von Ebner-Eschenbachs Sentenz erinnert an Respekt anderen gegenüber und verlangt Demut von uns.

Solche Gefühle auf sich selbst beziehen zu müssen, ist wohl jedem unangenehm. Und wenn ich ehrlich bin, dann waren das wahrscheinlich genau die Gründe dafür, weshalb ich zuerst, vor dem eigentlichen Verfassen dieses Textes, versucht war, Gegenargumente zu finden, mit denen ich die Aussage der Autorin als ungerechtfertigt hätte darstellen können.

Das eigene Reden sei eine Voraussetzung dafür, mehr zu erfahren; wir müssten die Dinge erfragen, mit anderen in Diskussion treten. Das war meiner Meinung nach der bessere Weg, um zu lernen. Wenn

ich Erfahrungen nur passiv sammelte, indem ich den Ansichten anderer zuhörte und sie annahm, versäumte ich es, mir eine eigene, fundierte Meinung zu bilden. Diese wiche stattdessen der allgemeinen Auffassung derer, in deren Gesellschaft ich mich befände, denn ohne eigenes Reden und den Diskurs mit anderen ist auch Selbstreflexion nicht möglich. Warum sollten wir Gedankenvielfalt und -freiheit auf diese Art überspitzter Höflichkeit automatisch zum Stoppen bringen wollen, vielleicht auch auf lange Sicht den politischen und gesellschaftlichen Diskurs?

So etwas sei nicht mehr zeitgemäß, dachte ich. Das seien Wegweiser, wie man sich bei der Familienfeier am Tisch zu verhalten habe, um die Großtante nicht vor den Kopf zu stoßen, aber keine Möglichkeit, in der Schule, im Job oder gar in der Politik von anderen ernst genommen zu werden. Gerade in der heutigen Zeit, in der sich mehr und mehr Leute zu allen möglichen Themen äußern, wie soll die eigene Stimme durchdringen, wenn wir nicht viel und laut reden? Wir mögen uns scheuen, es zu sagen, doch sicher denken es die meisten: Warum sollte ich Wert darauf legen, etwas zu erfahren, was ich für falsch halte? In unserer Wahrnehmung sind die eigenen Grundsätze richtig und begründet. Natürlich müssen wir von ihnen reden, um uns nicht von anderen überzeugen zu lassen, andere jedoch von uns!

Stillschweigen und Lernen von den Meinungen anderer, das gehörte sich vielleicht für eine Frau des 19. Jahrhunderts, doch ist diese Aussage in der heutigen Gesellschaft wirklich noch ernst zu nehmen?

Stellt nicht im Gegenteil Reden ein wertvolles Ausdrücken der eigenen Persönlichkeit dar? Es ermöglicht ein Ausleben von Individualität, ohne welches Selbstverwirklichung gar nicht möglich erscheint. Um heute Akzeptanz, die Wahrnehmung der Gesellschaft und deren Meinung auf seiner Seite zu haben, muss man laut sein! Reden ist das einzige Mittel, um Gehör zu erlangen, könnte ich dieser Schriftstellerin entgegenhalten, gerade für die, die sich schlichtweg übersehen fühlen. Sie wollen nicht mehr die ewig wiederholten Verleumdungen, Anschuldigungen, Lügengeschichten hören, die sie schon zur Genüge kennen. Warum dem anderen da die Gelegenheit geben, seine falschen Meinungen weiter zu verbreiten, indem man sich diese anhört? Zu Recht denken so viele.

Zu Recht sieht der Mensch sein gutes Recht darin, dazu nicht mehr schweigen zu müssen.

Der Leser als Außenstehender stelle sich jedoch vor, wie ein Mensch eine Blase um sich herum aufbaut. In diese Blase sperrt er sich selbst und seine begrenzte Welt ein und nährt seine Weltsicht nur noch aus dem Inneren dieser Welt, bestrebt, Widersprüchliches zu meiden. Er ist blind dafür, wie er immer mehr Respekt, immer mehr Rücksichtnahme gegenüber anderen verlernt, wie er anfängt, die Welt außerhalb seiner Blase zu ignorieren, wie er nicht mehr zuhören kann, wenn ihm widersprochen wird, wenn andere eine falsche Meinung ausdrücken, wenn sie seine Meinung nicht sofort akzeptieren können. Er verliert die Fähigkeit, sich zu beherrschen, wenn andere seine Ansichten nicht teilen. Er verliert die Selbstkontrolle und mit jedem Beschimpfen der Welt außerhalb der Blase, jedem weiteren Hineinsteigern in seinen Zorn, jedem Wutausbruch, Schreikampf und Faustschlag gegen das allgemeine Unverständnis ihm gegenüber und die Dummheit der Welt, verliert er schließlich Stück für Stück seine Teilhabe an der Gesellschaft, indem er sich selbst in die Unmündigkeit redet.

Und dann wird der Mensch zum brüllenden Kleinkind. Dieses Kleinkind hat eine übersteigerte Meinung von sich selbst, hat es viel zu oft nicht gemerkt, wenn es im Unrecht war, und entwickelt sich zu einem kleinen Schreihals. Doch wir dürfen nicht

vergessen, der Schreihals, das Kleinkind, es ist ein erwachsener Mensch, der gefährlich für die Welt außerhalb seiner Blase werden kann, für andere Menschen. Denn seine konstruierte Wirklichkeit macht vor der Realität nicht halt. Sie kann anderen schaden und auch das Kleinkind ist vor sich selbst und anderen Schreihälsen nicht geschützt.

Zuletzt darf nicht vergessen werden, dass auch wir mitunter Kleinkinder und Schreihälse sind. Wir übersehen oft, wo die Grenze zwischen Beharrlichkeit und blinder Sturheit verläuft, zwischen Bitten und Schreien. Es ist schwer zu sagen, ob unser Gegenüber ein Schreihals ist, oder ob wir gerade dazu geworden sind.

Und trotzdem ist dies kein Plädoyer für das Schweigen. Denn damit einer zuhören kann, muss ein anderer reden. Auf die Art und Weise, wie wir reden, kommt es an.

Vielleicht war es das, was Marie von Ebner-Eschenbach erkannte und mittels dieser einfachen Aussage ausdrücken wollte: dass die Menschen – vielleicht heute mehr denn je – etwas mehr Demut und Respekt brauchen, um zu erkennen, was das Einfachste und Logischste in jeder sozialen Interaktion ist. Um zu lernen und zu erfahren, was andere uns mitteilen wollen, müssen wir selbst manchmal aufhören zu reden, innehalten, um unsere eigene Glaubwürdigkeit zu wahren.

Essay zum Thema

„Solange man selbst redet, erfährt man nichts.“ (Marie von Ebner-Eschenbach)

Marie Krause

Jahrgangsstufe Q1

Amos-Comenius-Gymnasium Bonn

Betreuende Lehrerin: Lisa Appel

„Solange man selbst redet, erfährt man nichts.“ Der erste Gedanke; ein Widerspruch: „Aber...“. Ich will es nicht wahrhaben, denn ich selbst rede viel. Habe immer viel zu sagen über mich, über Andere, über so ziemlich alles von Interesse. Meinem Interesse. Ich denke, Ich meine, Ich glaube, Ich hoffe, Ich möchte gerne, Ich will meine Gedanken teilen. Alles aussprechen, was mir durch den Kopf geht. Die Meinungen, Ideen, Wünsche, Sorgen einfach frei herauslassen. Manchmal auch mich selbst durch das Aussprechen dieser Gedanken entlasten. Aber auch andere bestärken, trösten, mit ihnen argumentieren über ihre Meinungen, ihre Ideen, ihre Wünsche und ihre Sorgen. Ich möchte auf das Gesagte eingehen. Aktion, Reaktion. So die Konversation lenken, die Meinungen beeinflussen. In meinem Sinne. Selbstsüchtig oder sozial?

„Solange man selbst redet, erfährt man nichts.“ Ist alles, was ich sage, also bedeutungslos für mich? Wenn ich nichts aus all meinen Worten lerne, warum dann nicht einfach nur zuhören? Von den Anderen lernen. Von den Anderen inspiriert werden, beeinflusst werden, gelenkt werden. Aufmerksam an der Konversation teilnehmen, aber stumm. Wie ein Passivraucher, der konsumiert, ohne selbst zu rauchen. Nur zuhören. So viel Neues erfahren. So viel Neues lernen. Von den anderen profitieren. Sozial oder selbstsüchtig?

„Solange man selbst redet, erfährt man nichts.“ Was lernen die Anderen, wenn ich schweige? Was erfahren die Anderen, wenn ich still zuhöre? Wie profitieren die Anderen dann von mir? Jedes Gespräch als Tauschhandel. Die Sprechenden als Lehrende. Die Anderen als Lernende.

Ist das wirklich alles? Erfahre ich wirklich nichts, wenn ich selbst rede? Jedes meiner Worte selbstlos für die Anderen? Ich spreche also nur, damit die Anderen etwas Neues erfahren? Ich spreche also nur, damit die Anderen selbst anfangen zu sprechen? So

sind diejenigen, die am meisten reden, am Ende des Gespräches am unwissendsten. Gehen aus dem Gespräch mit der selben Auffassung, wie sie zuvor hineingegangen sind, wieder heraus. Je mehr ich zuhöre, desto mehr lerne ich. Doch wenn ich ganz verstumme, kann ich nicht das lernen, was mich interessiert. Keinen Einfluss auf die Konversation zu nehmen, verwehrt mir die Wahl, das zu erfahren, was ich wissen möchte. So muss ich sprechen, um zu wählen, was ich erfahren will. Jedes meiner Worte eine Frage, auch ohne die Stimme zu heben, ohne ein Fragezeichen am Ende. Ich kommuniziere also für die Reaktion des Anderen. Das Reden als Geben und das Zuhören als Nehmen. Es ist, wie eine Bestellung im Restaurant aufzugeben, um dann das gewollte Essen geliefert zu bekommen. Das eigene Sprechen als Bestellung und die Reaktion als Zulieferung.

Dieser Tauschhandel funktioniert jedoch nur durch gegenseitiges Zuhören. Ich lerne nicht das, was ich wissen möchte, wenn mein Gegenüber mir nicht zuhört. Denn wenn Niemand auf das, was ich sage eingeht oder es kommentiert, verklingen meine Worte als unbeantwortete Frage. Wenn wir nur noch abwarten, bis der Andere fertig gesprochen hat, um dann selbst zu erzählen, profitiert Niemand aus der Konversation. Jeder bestellt etwas und bekommt das falsche Essen mit der Bestellung eines anderen als Zulieferung. Das geht so lange bis alle unbefriedigt verstummen. Das Restaurant hungrig wieder verlassen.

Ich erfahre also etwas durchs Zuhören, was nur geht, wenn ich selber nicht rede. Mein Reden dient lediglich dazu zu wählen, was ich erfahren möchte und andere das erfahren zu lassen, wonach sie gefragt haben. Verstanden, aber...

„Solange man selbst redet, erfährt man nichts.“ Doch kann ich wirklich nichts von mir selbst erfah-

ren? Mich selbst belehren? Ist nicht jeder Denkprozess, ebenfalls eine Art des Redens? Niemand anderes kann hören, wie ich denke, außer ich führe Selbstgespräche. Gedanken sind Fragen, Aufforderungen, Bitten, die ich mir stumm stelle. Manchmal unfreiwillig, denn obwohl es meine Gedanken sind, bleibt es mir verwehrt, diese zu beherrschen. Sie gleiten mir aus den Fingern wie Wasser. Doch wenn ich laut denke, rede ich. Unverständlich, unüberlegt, durcheinander, das schon, aber je länger ich laut denke, desto geordneter kommen mir die Gedanken über die Lippen. Bei vielem braucht es Zeit, um darüber nachzudenken und wenn ich dies laut tue, erfahre ich etwas, während ich rede. Indem ich so zum Beispiel Erfahrungen der anderen aus verschiedenen Konversationen verknüpfe, lerne ich durch mich etwas Neues. Auch wenn ich beginne meine Gedanken in Worte zu fassen und sie mit anderen teile, kann ich etwas erfahren. Denn manchmal klingen die Gedanken laut gesprochen anders, als zuvor stumm in meinem Kopf und können auch eine andere Bedeutung annehmen. So fällt mir dann noch während ich am Sprechen bin ein Denkfehler auf, den ich zuvor nicht bemerkt habe.

„Solange man selbst redet, erfährt man nichts.“ Gedanken beeinflussen mein Reden. Übernehmen oft ungewollt die Kontrolle. Doch selbst wenn meine Worte und Gedanken übereinstimmen, sodass mein Kopf vom Sprechen leergefegt wird und endlich mal verstummt, kehren sie durch andere Wahrnehmungen mit alter Heftigkeit zurück. Während ich spreche, mit anderen Leuten kommuniziere, verschließe ich weder meine Augen noch meine Ohren. So sehe ich die Mimik und Gestik meines Gegenübers und höre jedes Lachen, Gähnen, nach Luft schnappen. Die direkte ehrliche Reaktion auf das, was ich sage. Ein Schulterzucken, ein Stirnrunzeln, ein ungewisses „mhm“ reichen aus, um die Gedanken mit voller Lautstärke aufzudrehen. „Red lauter, sie hören dich nicht, runzeln schon die Stirn! Sie verstehen nicht was du sagst, nein, noch schlimmer, ihnen ist es egal, siehst du denn nicht das Schulterzucken, das Gähnen? Und am schlimmsten von allem das „Mhm“ wollen sie, dass du weiterredest oder möglichst schnell zum Ende kommst?“ Ich rede normal weiter, in dem Versuch meine Gedanken zum Schweigen zu bringen, bis diese die Oberhand gewinnen und ich mein Reden an ihre Forderungen anpasse. Ich werde leiser, gerate ins Stocken, verstumme. Doch meine Wahrnehmungen können mich auch bestärken. Die Gedanken jubelnd beim Anblick von einem zustim-

menden Nicken, einem wissenden Lachen, einem verstehenden „Ahhh“. Ich rede lauter, flüssiger, selbstsicherer. Je aufmerksamer ich die Reaktionen der anderen verfolge, desto mehr erfahre ich aus dem, was ich sage. Ich lerne die Stimme zu senken, um jemanden zu trösten, laut und klar zu sprechen, um mir Respekt zu verschaffen, aber auch einfach mal den Mund zu halten. Manchmal ist es nämlich doch am besten, einmal zuzuhören. Doch um all das zu erfahren, muss ich Sprechen, um zu sehen, wie mein Umfeld das was ich sage und wie ich es sage in unterschiedlichen Situationen auffasst. Wenn ich jedoch die Reaktion der anderen ausblende während ich rede, um sie unbeeinflusst an meinen Gedanken teilhaben zu lassen gilt wieder: „Solange man selbst redet, erfährt man nichts.“ Aber erfahre ich nicht auch in diesem Falle etwas über meine eigene Durchsetzungsfähigkeit und ihre Auswirkungen auf mein Umfeld? Erneut ein Widerspruch, eine Frage, die beantwortet werden will. Aber, aber, aber. Ein ständiges Hin und Her - und was bleibt am Ende noch zu sagen?

„Solange man selbst redet, erfährt man nichts.“ Ein Zitat, was ich einmal, zweimal, mehrmals lesen muss, um es zu begreifen. Ein Zitat, welches je länger ich drüber nachdenke, immer mehr Aspekte beinhaltet. Zu viele Aspekte, als dass ich die Zeit hätte sie alle aufzuschreiben, geschweige denn das Durchhaltevermögen. Ein Zitat, welches mich zum Zustimmung, Argumentieren und Verneinen bewegt. Ein Zitat, welches hinterfragt und abwägt. Der Auslöser einer langen Diskussion. Und doch geht es letztendlich gar nicht darum, ob das Zitat nun wahr oder falsch ist. Tatsache ist, dass wir durch gegenseitiges Zuhören sehr viel voneinander lernen können. Dass keine Worte manchmal die beste Wahl sind. Dass ich kein Verständnis gegenüber anderen haben kann, wenn ich nicht wenigstens versuche sie zu Wort kommen zu lassen und ihnen zuhöre. Vorurteile, Entfremdung und Hass können nur durch gegenseitiges Verständnis überwunden werden. Wann ist der Punkt erreicht, an dem nicht mehr gesprochen wird, Niemand dem anderen mehr zuhört und Gewalt der letzte Ausweg zu sein scheint? Wann überwiegt der Frust, nicht gehört zu werden, unverstanden, obwohl man doch im Recht ist? Eine Frage der Zeit, wann der Erste zu anderen Mitteln greift. Niemand ist allwissend und unangefochten in seinem Standpunkt, weshalb es einen Blickwinkel aus ganz unterschiedlichen Perspektiven bedarf, um sich nicht immer weiter von der Realität zu ent-

fernen. Abgeschottet in seiner eigenen kleinen Welt, bis auch der letzte Kontakt zu Andersdenkenden abbricht. Es geht nicht darum, in jedem Falle Recht zu behalten und seine Meinung als einzige Wahrheit zu betrachten, denn so stehen wir am Ende jeder für sich alleine da.

„Solange man selbst redet, erfährt man nichts.“ Ein Balanceakt zwischen sozial und selbstsüchtig. Als ein Tauschhandel von Wissen. Ein ständiges Geben

und Nehmen. Das eigene Sprechen als Bestellung im Restaurant, um zu wählen, was ich als nächstes erfahren möchte. Das eigene Sprechen, als Lernprozess mit vielen neuen Erfahrungen durch mich und der Reaktion meines Gegenübers. „Solange man selbst redet, erfährt man nichts“ als Aufforderung zum aufmerksamen Zuhören, zu Unvoreingenommenheit und Verständnis.

Essay zum Thema

„Solange man selbst redet, erfährt man nichts.“ (Marie von Ebner-Eschenbach)

Johanna Sophia Schier

Jahrgangsstufe EF

Annette-von-Droste-Hülshoff-Gymnasium Münster

Betreuende Lehrerin: Frau Hilwerling

Beim Reden das Zuhören nicht vergessen

„Solange man selbst redet, erfährt man nichts“ – Marie von Ebner-Eschenbach

Wir reden jeden Tag. Jeden Tag verlassen Wörter unsere Münder und formen Gedanken in den Köpfen anderer.

Das sind alltägliche Dinge, wie: „Kannst du mir mal das Salz reichen?“ „Hast du deine Hausaufgaben schon gemacht?“ und „Morgen wird das Wetter wieder schön.“

Doch auch die großen Fragen im Leben, die wir ab und an mit Freunden und Familie am Esstisch besprechen: „Was ist der Sinn des Lebens? – An was glaube ich? – Wer möchte ich sein?“

Während wir reden, zeigen wir unseren Vertrauten ein Stück unseres Herzens, unserer Seele, unserer Existenz und haben das Gefühl, wahrgenommen zu werden, denn unsere Gedanken werden als Gedanken der anderen weiterleben.

Vielleicht ist genau diese Vorstellung der Grund, weshalb es sich so viele zum Ziel gemacht haben, immer und überall zu reden.

Doch wer nur redet, der hört nicht mehr zu, und solange man selbst redet, erfährt man nichts.

Dieser Gedanke der Schriftstellerin Marie von Ebner-Eschenbach wird immer noch häufig in unterschiedlichen Kontexten zitiert und zeigt so die Aktualität und den Interpretationsspielraum, die dazu einladen, sich genauer mit der Bedeutung auseinanderzusetzen.

Wer das Zitat zum ersten Mal liest oder hört, für den mag es sehr direkt wirken – zumindest ging es mir so. So, als ob man gar nicht mehr reden soll. Manche werden sich davon angegriffen fühlen. „Darf man jetzt gar nichts mehr sagen?“ Viele werden jedoch beim zweiten Lesen dieser Aussage ihr Verhalten in Gesprächen überdenken. Denn wie oft führen wir tiefe Gespräche mit Bekannten und warten einfach, bis wir unser nächstes Argument „raushauen“ können? Warten und überlegen noch während die für

unseren Gesprächspartner wichtigen Gedanken aus seiner Seele an unseren für Aufmerksamkeit tauben Ohren vorbeirauschen, nur damit wir unseren eigenen Standpunkt, unser eigenes Argument so schnell wie möglich freilassen, um das Gespräch zu gewinnen. - Kann man ein Gespräch gewinnen?

Sollte es bei einem Dialog nicht eher um den Weg, also um den Inhalt, als um das Ziel, welches das Ende eines Gespräches ist, gehen?

Ich glaube, es ist genau diese Art von Zuhören oder vielmehr Nicht-Zuhören, auf die Marie von Ebner-Eschenbach hinweisen möchte.

Wenn wir alle mehr zuhören würden, so würden auch weniger Missverständnisse auftreten.

Wir könnten die anderen verstehen und etwas mehr Verständnis für Meinungen, die nicht mit der unseren übereinstimmen, aufbringen.

Mir kommen einige weitere Sprichwörter in den Sinn, die dem im Groben zustimmen. So heißt ein englischer Kinderreim:

“A wise old owl sat in an oak.

The more he heard the less he spoke.

The less he spoke the more he heard.

Why aren't we all like that wise old bird.”

Auch über die Lebensweisheit „Reden ist Silber, Schweigen ist Gold“ wird man vermutlich häufiger im Leben stolpern.

Der entscheidende Unterschied zwischen den gerade genannten Aussagen und dem Zitat von Marie von Ebner-Eschenbach ist, dass hier immer suggeriert wird, das Beste sei, wenn niemand mehr spricht. Diese Konsequenz müsste man letztlich ziehen.

Doch schaut man sich das Zitat der Schriftstellerin einmal genauer an, so wird schnell klar, dass es ihr um genaues Zuhören geht und dabei das eigene Reden nicht ausgeschlossen wird. Sie macht lediglich darauf aufmerksam, dass man, solange man redet,

nichts Neues erfährt.

Die Konjunktion „solange“ beschreibt nur einen temporären Zeitabschnitt und meint daher nicht, dass man bei dem generellen Reden nichts erfährt und folglich komplett aufhören sollte, sondern nur solange man eben spricht.

Die Worte „selbst reden“ sind sehr allgemein gefasst und bieten viel Platz für Interpretationen. Der Duden beschreibt das Verb „reden“ als mündliche Darlegung von Gedanken vor einem Publikum über ein bestimmtes Thema oder Arbeitsgebiet.

Hieraus geht eindeutig hervor, dass das artikulierte Sprechen mit anderen gemeint ist.

Durch den Zusatz „selbst“ wird alles jedoch offener und in meinem Kopf rauschen nun viele Fragen zu der genauen Interpretation. Denn erst, wenn wir verstehen, was diese Aussage bedeutet, können wir begreifen, was damit gemeint ist.

Wie bereits erwähnt, wurde Marie von Ebner-Eschenbachs Gedanke schon mehrmals zitiert.

Ich frage mich nun, ob mit Reden auch Schreiben gemeint sein kann. So sieht es zumindest die Basar-Zeitung, eine Zeitung für Bildung, Arbeit und Selbstständigkeit aus der Region Hannover, die anlässlich ihres 20. Jubiläums 2015 ihren Leser*innen danken wollte und mit dem Zitat als Überschrift auf die große Inspiration durch ihre Leserschaft aufmerksam machte und dieser auch weiterhin Aufmerksamkeit schenken möchte.

Hierbei geht es darum, zuzuhören, um dann das schreiben zu können, was wirklich gefragt wird, und auf diese Weise im stetigen Austausch zu bleiben.

Wenn in diesem Zitat mit Reden auch Schreiben gemeint ist, wo wird dann die Grenze gezogen?

Was ist mit Selbstgesprächen und inneren Monologen?

Nun nähern wir uns langsam dem Kern der Erkenntnis. – Die Gedanken.

Während ich denke, reifen meine Gedanken und werden zu konkreten Meinungen.

An dieser Stelle frage ich mich, was überhaupt mit dem Wort „erfahren“ gemeint ist.

Es lohnt sich ein weiterer Blick in den Duden. Als Definition finde ich hier „Kenntnis erhalten“. Das ist immer noch recht allgemein.

Um den Bogen zurück zu Marie von Ebner-Eschenbach zu spannen, ist die Frage, ob man, um etwas zu erfahren, wirklich die Gedanken einer anderen Person braucht.

Wir alle erleben jeden Tag so viel und sind Milliarden Informationen ausgeliefert, die unser Gehirn unterbewusst abspeichert.

Während wir denken, während wir reden, während wir erzählen, erhalten unsere Nervenzellen viele kleine und größere Impulse, die in einer undenkbar Geschwindigkeit zu Ideen zusammengefügt werden. Diese erscheinen uns neu, obwohl wir sie aus bereits vorhandenen Informationen zusammengebastelt haben.

Der entscheidende Punkt ist jedoch, dass uns genau solche Einfälle und neue Erkenntnisse beim Sprechen, Schreiben oder Denken kommen. Wir alle kennen das Gefühl, wenn wir anfangen zu reden, ohne dass wir genau wissen, was daraus entstehen wird.

Heinrich von Kleist war auch Schriftsteller wie Marie von Ebner-Eschenbach und sprach im Jahr 1805 „Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden“.

So sagt Kleist: Manchmal könne man nämlich auch reden, um sich selbst zu belehren und nicht die anderen. Wenn man rede und dabei noch nicht zu Ende gedacht habe, so sei der Druck zur Vollendung sehr hilfreich.

Diesen Gedanken finde ich sehr interessant und als ich ihn zum ersten Mal las, erinnerte es mich an den Anfang der weiterführenden Schule.

Damals war ich sehr schüchtern und legte mir oft in Gedanken ein paar Sätze zurecht, bevor ich aufzeigte. Manchmal habe ich sie mir sogar aufgeschrieben oder einzelne Stichworte markiert. Meine größte Angst war es, drangenommen zu werden und plötzlich nicht mehr zu wissen, was ich sagen wollte.

Diese ganzen Vorsichtsmaßnahmen gaben mir zwar Sicherheit, raubten jedoch auch unheimlich viel Zeit, in der die Fragen oft schon von Mitschüler*innen beantwortet wurden.

War dies nicht der Fall und ich hatte zudem noch das Glück, aufgerufen zu werden, so konnte ich mit etwas Angst meinen vorgeschriebenen Satz vortragen. Allerdings waren meine Antworten dadurch massiv beschränkt und ich musste immer damit rechnen, alles noch einmal zu ändern, sobald sich jemand anderes meldete oder die Frage um ein Wort erweitert wurde.

Mittlerweile bin ich selbstbewusster geworden und schon so viele Stunden zur Schule gegangen, dass ich weiß, wie unwichtig es ist, wenn man einmal nicht mehr weiß, was man sagen wollte.

Und wie viel wichtiger ist es, sich zu melden, wenn man eine gute Idee hat, und das auch, wenn die Art, wie man es sagen möchte, noch nicht schriftlich festgehalten ist!

Man könnte meinen, mit mehr spontanen Meldungen seien auch meine Angst, mein Stottern und meine falschen Antworten mehr geworden. Doch dem ist nicht so.

Der leichte Leistungsdruck führt zu schnellerem Nachdenken und die Angst ist auch nicht mehr da, seit ich nicht mehr auf vorgeschriebene Sätze angewiesen bin.

Umso glücklicher bin ich, dass ich irgendwann zwischen der 7. und 8. Klasse aufgehört habe, alles vorher zu verfassen.

Doch muss ich nun dem Zitat von Marie von Ebner-Eschenbach vollständig widersprechen?

- Nein!

Denn erstens will sie mit ihrer Idee zum Nachdenken anregen und uns daran erinnern, Menschen aufrichtig zuzuhören. Doch auch, wenn man selbst redet, kann man Dinge erfahren: Über sich, über die Welt und vielleicht auch etwas über andere.

Zweitens müssen sich Sprichwörter auch nicht immer gegenseitig widersprechen, auch wenn es auf den ersten Blick so erscheinen mag. Dafür sind die Welt und unsere Gesellschaft einfach viel zu komplex.

Wenn ich an Sprichwörter rede, denke ich an die vielen Lebensweisheiten meines Opas, wie beispielsweise:

„Kaufe nicht, was du nicht brauchst, denn sonst musst du verkaufen, was du brauchst.“

Gleichzeitig kann man aber auch sagen:

„Besser man hat es und braucht es nicht, als man braucht es und hat es nicht.“

Ist jetzt eine Lebensweisheit „wahrer“ als die andere? - Nein, definitiv nicht. Denn sie schließen sich gegenseitig nicht aus und haben einen kleinen Unterschied in ihrer Bedeutung und Intention. Am besten funktionieren sie sogar zusammen, denn wer A sagt, kann auch B sagen.

Ein weiteres Indiz dafür, dass Marie von Ebner-Eschenbach ihre Aussage ähnlich gemeint hat, ist, wie sie in ihrer Geschichte „Krambambuli“ eine einseitige Kommunikation zwischen dem Hund Krambambuli und dem Jäger Hopp beschreibt. So steht über den Jäger und seinen Hund:

„Dem fehlt nur die Sprache“, heißt es von anderen intelligenten Hunden – dem Krambambuli fehlte sie nicht; sein Herr zumindestens pflog lange Unterredungen mit ihm.“

Auch wenn das nicht das Hauptthema der Geschichte ist, wird trotzdem deutlich, dass der Jäger durch sein Gespräch mit seinem geliebten Hund etwas über diesen und sich erfährt, vor allen Dingen erfährt der Jäger in dem Moment Glück.

Wir alle können einmal unser Gesprächsverhalten überdenken, um eine gute Balance zwischen Reden und Zuhören zu schaffen.

Denn wenn niemand redet, erfährt auch niemand etwas und Schweigen ist nicht Gold, solange keiner redet.